

Digitalisierte Zeitungsausschnitte im Internet

Das Innsbrucker Zeitungsarchiv zur deutsch- und fremdsprachigen Literatur bietet seine Sammlung online an:

<http://iza.uibk.ac.at/>

Günter Mühlberger, Michael Klein

Im Rahmen des vom *Innsbrucker Zeitungsarchiv (IZA)* am Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik der Universität Innsbruck koordinierten EU-Projekts LAURIN (1998-2000) wurde die für den Betrieb eines digitalen Zeitungsausschnittsarchivs notwendige Software entwickelt.¹ Seit Oktober 2000 werden alle Artikel nunmehr elektronisch ausgeschnitten, neu montiert und indexiert. Das IZA gehört damit – auch im internationalen Vergleich – zu den ganz wenigen öffentlichen Archiven, die bereits über ein elektronisches System zum Schneiden, Speichern, Beschlagworten und Zugänglichmachen von Zeitungsartikeln verfügen. Jährlich werden im Archiv rund 20.000 Zeitungsartikel gesammelt.

Zur Buchmesse 2001 erfolgte nunmehr die Eröffnung des elektronischen Archivs. Die Besonderheit dabei: Aufgrund der sehr positiv verlaufenen Gespräche mit vielen Zeitungsherausgebern hat das IZA für rund die Hälfte aller gesammelten Artikel die Erlaubnis erhalten, diese im Internet frei zur Verfügung stellen zu dürfen. Die Artikel werden im Internet als reine Bilddateien (PDF) abrufbar sein.

Der Schwerpunkt des Archivs liegt weiterhin auf der Printausgabe der Zeitung. Solange Zeitungen primär in Papierform gelesen werden, soll ihr spezifisches Erscheinungsbild im Rahmen der Printausgabe – man denke an die Position des Artikels auf der Seite, auf die Größe der Überschriften, u.ä. – so anschaulich wie möglich dokumentiert werden. Die große Leistung des digitalen Zeitungsausschnittsarchivs liegt nicht in der Menge der angebotenen Artikel – dafür sind Volltextdatenbanken wesentlich besser geeignet – sondern in der Selektion relevanter Artikel sowie ihrer ausführlichen manuellen Beschlagwortung. Diese soll es auch Laien ermöglichen, im ständig wachsenden Informationsangebot den Überblick zu bewahren. Ein Schwerpunkt des Projekts war daher die Entwicklung eines (multilingualen) Thesaurus, mit dessen Hilfe eine sehr spezifische Beschlagwortung durchgeführt werden kann.

¹ Der Schlussbericht des Projekts findet sich auf der Homepage des LAURIN-Projekts. <http://laurin.uibk.ac.at/>



Zukunft von Zeitungsausschnittsarchiven

Die mehrjährigen Recherchen und Studien, die im Rahmen des LAURIN-Projekts angestellt wurden, haben ergeben, dass öffentliche Zeitungsausschnittsarchive (und davon gibt es im deutschen Sprachraum immerhin einige hundert) auch in Zukunft eine spezialisierte, aber in ihrem Bereich durchaus bedeutende Rolle in der Informationsgesellschaft spielen können - allerdings nur dann, wenn sie die folgenden Rahmenbedingungen erfüllen:

Digitales Archiv

Ein Archiv, das den Schritt vom „analogen“ zum „digitalen Archiv“ in den nächsten Jahren nicht beschreitet, wird seine Berechtigung angesichts der Informationsmöglichkeiten im Internet und in Volltextdatenbanken nur mehr sehr schwer argumentieren können. Die Arbeit mit Schere und Kleber muss endgültig als anachronistisch und nicht mehr wettbewerbsfähig eingestuft werden.

Voller Zugriff auf die Artikel

Die Vorteile des elektronischen Mediums müssen für den Benutzer direkt und unmittelbar erfahrbar sein. Das bedeutet, dass er vollen Durchgriff auf die Artikel selbst besitzen muss, egal ob er sich von seinem Arbeitsplatz an Universität oder Schule oder von zu Hause aus ins Internet einwählt, egal ob er in Österreich beheimatet ist, oder als Deutschlehrer in Australien arbeitet. Voraussetzung dafür ist allerdings das Einverständnis der Rechtsinhaber, denn ohne deren Zustimmung könnte nur eine - für den Benutzer wenig attraktive - Referenzdatenbank im Internet angeboten werden. Die wichtigste Voraussetzung für ein erfolgreiches digitales Archiv liegt somit nicht in der technischen Realisierung, sondern in der Klärung und Sicherung der Nutzungsrechte für die Verbreitung der gesammelten Artikel im Internet.

Besondere Aufbereitung der Datenbank für Benutzer

Die bei Firmen und Organisationen übliche Vorgangsweise, Artikel nur marginal zu indexieren und einzig eine Volltextdatenbank als Retrievalinstrument einzusetzen, ist für eine Bildungs- und Forschungsinstitution nicht ausreichend. Stattdessen müssen neue Wege bei der Aufbereitung der Information beschritten werden, um auch nicht-professionellen Benutzern (z.B. Schülern und Studenten) die Benutzung zu erleichtern. Hier soll insbesondere der Thesaurus wertvolle Dienste erweisen und ein intuitives Navigieren ermöglichen.

Zusammenarbeit im Netzwerk

Doppelgleisigkeiten, wie sie derzeit allerorten im Bereich von Zeitungsausschnittsarchiven zu beobachten sind, müssen mittelfristig einer stärker arbeitsteiligen Organisation weichen. Allerdings stellt auch hier das Urheberrecht den limitierenden Faktor dar, denn eine Aufteilung der Sammeltätigkeit im Rahmen eines Netzwerks ist nur dann möglich, wenn die Zeitungsherausgeber ihre Zustimmung geben, dass die beteiligten Archive auch den vollen Zugriff auf die Artikel besitzen.

Ansprechpartner für LAURIN:

Dr. Günter Mühlberger (Projektmanager)

E-Mail: guenter.muehlberger@uibk.ac.at

Ansprechpartner für das IZA:

Dr. Michael Klein (Archivleiter)

E-Mail: michael.klein@uibk.ac.at



Mein Gott, Shakespeare

Literatur als Lebensaufgabe: die große Konfession des Harold Bloom

/ Von Gregor Dotzauer

Wer einen halbwegs belesenen Literaturwissenschaftler einmal so richtig hilflos erleben will, braucht ihn nur nach Shakespeare zu fragen. Was für eine Gestalt ist eigentlich dieser Banquo? Drucksen, Stammeln, Schweigen. Man hat Glück, wenn einer sich zu dem Stichwort „Macbeth“ durchringt. Also einfacher: Was für ein Mensch soll man sich unter dem dicken Falstaff vorstellen? Völlige Fehlzanzeige. Dann eine Anfängerfrage: Was ist das Rätsel im „König Lear“? Der Mann wird sich winden und schämen und Shakespeare zum Teufel wünschen. Was soll erst ein gewöhnlicher Leser sagen? Die populäre Shakespeare-Laphorie des letzten Jahre, die über Filme von Kenneth Branagh bis hin zu Baz Luhrmann auch Deutschland befallen haben soll, hat offenbar kaum Spuren hinterlassen. Sogar achtzig Prozent der Briten, beweisen Umfragen, scheeren sich nicht um ihren berühmtesten Sohn.

Vielleicht, könnte man denken, ist das nicht weiter schlimm: Jede Zeit hat das Recht, ihre Traditionen neu zu bestimmen. Von wegen, meint Amerikas berühmtester Literaturprofessor Harold Bloom in „Shakespeare - Die Erfindung des Menschlichen“. Shakespeares Figuren nicht zu kennen, sei eine Katastrophe – und zwar weniger, weil es eine Bildungslücke ist, sondern weil sich ein Abgrund auftut, in dem das Wissen über die Natur des Menschen zu verschwinden droht. Ohne Shakespeare, behauptet Bloom, kennen wir uns nicht. Und er warnt vor der naheliegendsten Rettung: Geht nicht zu Shakespeare ins Theater! Meidet das Kinotheater! Schlechte Schauspieler und profilierungssüchtige Regisseure verunzugen alles. Lest Shakespeare! Er ist der wahre Schöpfer des Individuums: Ja, Shakespeare ist Gott. (Das soll, schreibt Bloom an einer Stelle, nur eine Metapher sein, aber er vergisst es auf den anderen tausend Seiten seines Buches sofort wieder.) Lest ihn, weil die Lebenszeit des Einzelnen zu kostbar ist, um sie an das, was einem zufällig ins Bewusstsein gespült wird, zu verschwenden. Wer Shakespeare kennt, kann sich den Rest der Weltliteratur schenken. Und umgekehrt: Wer erst bei Herman Melvilles Roman „Moby Dick“ anfängt, hat das Beste verpasst. Und wer gar erst bei John Ashberys Lyrik einsteigt, die das ganze Bewusstsein des Zuspätkommenden in sich trägt, merkt vermutlich nicht einmal, dass er sich am anderen Ende der Literaturgeschichte befindet.

Wenn ein amerikanischer Kritiker den Mund so voll nehmen darf, dann Harold

Bloom. Denn Bloom, Jahrgang 1930, der heute als Professor of the Humanities in Yale und als Professor of English an der New York University lebt, erinnert trotz eines manchmal kaum noch überschaubaren Begriffsinstrumentariums daran, dass die wirkliche (und letztlich einzige) Autorität des Kritikers darin besteht, möglichst viel und möglichst viel Verschiedenes gelesen zu haben. Seine Fähigkeit, sich genauso einlässlich mit den romantischen Dichtern Wordsworth und Shelley zu beschäftigen wie mit den zeitgenössischen Romanciers Thomas Pynchon und Cormac McCarthy ist bewundernswert – um den Preis, sie manchmal stärker Traditionen zu unterwerfen, als ihnen gut tut.

An Bloom kommt kein amerikanischer Student vorbei. Selbst wenn man sich um seine beiden wichtigsten Büchern „The Anxiety of Influence“ (Einflussangst) und „The Western Canon“ drückt, entgeht niemand seinen zahllosen Einführungen und Herausgeberschaften. Verständlich, dass er schon allein durch seine Allgegenwart auf Widerstand trifft – und durch seine an Freud und Nietzsche geschulte Deutung von Literaturgeschichte als Geschichte von Kämpfen, in denen Texte andere Texte überwinden und Dichter aus dem Schatten anderer Dichter heraustreten. Noch verständlicher, dass er sein Plädoyer für die Imaginationskraft großer, starker Dichter verteidigt und sich den ästhetischen Eigenschaften von Werken durch keine politische, historische, kurz: reduktionistische Lesart verderben lassen will. Seit Jahren führt er Krieg gegen die Dekonstruktivisten, zu denen auch Yale Critics wie Geoffrey Hartman und der verstorbene Paul de Man übergelauten sind. Er schimpft auf Feministen, Gender- und Multikulti-Theoretiker, auf die Parteigänger von Michel Foucault und Jacques Derrida, die ganze school of resentment, die in ihrer Ressentimentgeladenheit Campus-Gestapo spielt und Stalinismus ohne Stalin.

„Wenn man der modischen Lehre glaubt, der zufolge das natürliche Ich obsolet geworden und die Vorstellung, es gebe so etwas wie individuellen Stil, überholter Unsinn ist, dann kann man an Shakespeare wie auch an Mozart oder Rembrandt eigentlich nur mehr das interessant finden, was er mit allen anderen Künstlern gleich welchen Ranges gemeinsam hat. Die Existenz des eigenen Ich zu bezweifeln, ist eine Art elitärer säkularer Häresie, vielleicht beschränkt auf die Sekte der Verfechter des kulturhistorischen Ansatzes.“ Es ist kein edler Zug, einen seiner Hauptgegner, den in Berkeley lehrenden Shakespeare-Spezialisten Stephen Greenblatt, den Kopf der new

